

Der Diamantstecher.

Roman von S. Rosenthal-Wontin.

„Paul Sievers ward bei der Aufnahme auf die „Anna“ hier nicht im Hafenbuch eingeschrieben?“ forschte Herr Blomfist.

„Nein — die Sache lief so. Der Mensch ward krank und konnte mir auch nicht, wie verabredet war, vor der Abfahrt auf dem Schiff fassen, und war gerade notdürftig wieder gesund, als der Tag kam, an dem die „Anna“ ansief; er ging von hier aus in der Frühe gleich auf den Dampfer und blieb verließ den Hafen.“

Der Kapitän sah bei diesen Worten den Worten zu dem Detektive aus. „So ging es vor sich, — der Mensch thut mir leid, — er war ein feiner Mensch, — aber besser tot als verrückt.“

„Du warst zweimal verheiratet?“ frug jetzt Blomfist plötzlich scheinbar ganz vom Gegenstand abstrahierend.

Der Kapitän sah mit seinen großen Augen scharf zu dem Frager auf.

„Ja,“ antwortete er dann etwas zögernd. „Die erste Frau starb, als ich in Batavia war.“

„Wohin erfuhrst du das?“ ließ sich Blomfist vernehmen.

„Nun, meiner Frau, es wurde mir berichtet,“ erwiderte van Heeren ungeduldig; „warum kommst du denn aber jetzt auf diese ganz vergebene alte Geschichte?“

„Du fragst mir so,“ meinte Blomfist.

„Ich frage nie so,“ Blomfist, du hast dabei immer eine Abicht.“

„Natürlich habe ich die,“ lachte der Detektive. „Ich kenne dich jetzt seit dreißig Jahren, früher waren wir in Amsterdam die nächsten Nachbarn, und deine Jugendgeschichte, besonders diese erste Ehe schien mir stets so unklar, — daher ist es ein sehr natürlicher Gedanke, daß wenn ich jetzt nach Jahren dich wiedersehe, mir dies einfällt und ich dich darnach dich Todtengeheimnis zu so etwas hast du nicht darüber?“ warf Herr Blomfist fragend hin.

„Nein! — nicht ein Stückchen Papier,“ lautete van Heeren's bestimmte Antwort.

„Du hattest aber einen Sohn, erzählst du mir doch einmal.“

„Erzähle ich dir das?“ frug van Heeren erstaunt und ungläubig.

„Ja, woher wüßte ich denn das sonst,“ erwiderte Blomfist eben so verwundert.

„Der Knabe starb, ein Jahr alt, — so hörte ich in Batavia aus höherer Quelle.“

„Papiere darüber hast du auch nicht?“

„Dem Vater! Was nützt du mich denn mit deinen dummen Papieren?“ fuhr der Kapitän ärgerlich auf. „Ich brauchte keine und habe keine; über diese Geschichte ist seit zwanzig Jahren Gras gewachsen, was zieht du sie wieder hervor, laß mich mit diesem Inquiriren ungeschoren.“

„Na, dann will ich dir etwas sagen, lieber van Heeren,“ begann jetzt Blomfist in jenem seltsam nachdrücklichen Ton, der ihm eigen, „dieser mit einem Jahre gestorbene Knabe war ungewisselhaft der Paul Sievers, der bei der „Donna Anna“ erkrankt.“

„Es war dein Sohn aus der Ehe mit Rebekka Elmenreich,“ schloß er langsam und gemessen.

Das Gesicht des Kapitäns ward lang und erdpfahl, er

musste sich mit beiden Händen unten an dem Stuhlsitz halten, um nicht herunterzufallen, er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, brachte aber kein Wort heraus, er konnte auch den Mund nicht schließen — das ruffarbene Gesicht, dieser harte, gelbbärtige offene Mund, die bleichen Augen, es war wie sich Blomfist gefand, ein schauerlicher Anblick.

Endlich ward der Kampf vorbei, — der Kapitän schloß den Mund wie schnapend und rief dann mit seiner alten, herben, stöhnenden Stimme: „Das liegt dir, Blomfist, das ist nicht wahr!“

„Lieber Junge,“ erwiderte Blomfist ruhig, „dies ist so wahr, als ich Rebekka Elmenreich und Samuel Elmenreich in Hamburg vor bemunterzufallen, er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, brachte aber kein Wort heraus, er konnte auch den Mund nicht schließen,“ fuhr Blomfist immer gleich gemessen nachdrücklich fort, „es ist gut, daß dein Sohn tot ist, denn ich bin seit drei Wochen hinter ihm her, weil er in ungewisselhaftem Verdachte steht, einen großen Diamanten gestohlen zu haben, und damit durchging; als er bei deiner Thüre hier zusammenbrach, hatte er den Stein bei sich, denn er verkaufte ihn, wie nachgewiesen ist, in Hamburg, als die „Anna“ dort lag. Einen Dieb zum Sohn zu haben ist nicht schön, Kurt, siehst du, deshalb kam ich schließlich hinter die „Donna Anna“ und auch hierher. Dein Sohn ist tot, die Grundfragen mußte ich hier noch einziehen, weil ich den ganzen Verlauf der Sache amtlich darstellen habe; jetzt ist jedoch die Sache fertig und ich will dich nicht mehr länger aufhalten. Es ist aber häßlich, wenn die Väter um ihre Söhne sich nicht kümmern, sie können sie dann, wie du siehst, als Diebe wiederfinden.“

Blomfist sprach dies in seiner gewöhnlichen melancholischen Art, welche ihm bei dergleichen ersten Betrachtungen eigen war.

Diese Eröffnungen machten auf den weiterverreisten Kapitän einen solchen Eindruck, daß er finster und verflochten vor sich niedersah, seinen alten Freund nur flüchtig einen matten Arm mit einer kalten Hand reichte und kein Wort zum Abschied sprach.

Als Blomfist durch den Garten schritt, traf er Rosein, die sich hinziehend vor ihm verbeugte.

„Sieh da, Rosein, meine liebe Rosein, wie geht's uns denn? Wie lebst du, Kind?“ frug Blomfist gemüthlich. „Soufrov oder Myfrov?“ (Jungfrau oder Fräulein.)

„Noch Soufrov, Herr Blomfist,“ antwortete Rosein, „immer noch Soufrov. Ach, es sind schlechte Zeiten jetzt, — ein armes Mädchen verheiratet sich schwer.“

„Besonders wenn das arme Mädchen einen zu seinen Geschem hat,“ scherzte Herr Blomfist.

„O!“ lachte Rosein, „was das anbetrifft, so habe ich ihn ganz von neuem umgepoimten, er ist jetzt rechtes dieses Hausgarn.“

„So, also hast du schon jemand an diesem Hausgarnseile, Rosein?“

„Vielleicht, Herr! Doch das sind Amtsgeheimnisse.“

„Amtsgeheimnisse für mich?“ frug Blomfist. „Ist er ein Würger, Räuber?“ forschte er mit sehr kunstvoll hohler, leiser Stimme.

„Nein, für mein Amt als Kammerjungfer,“ entgegnete Rosein fröhlich.

„Also darfst das Fräulein nicht wissen,“ sagte Blomfist.

„So halb und halb nicht,“ gab Rosein zurück.

„Was machst denn dem Fräulein?“ erkundigte sich der Beamte.

„Ach, sie ist gut und sanft wie immer — allerdings in der letzten Zeit —“

„Nun, was ist denn da mit ihr?“ warf Blomfist ein, als Rosein stockte.

„Ist sie ganz verwandelt, betrübt, wie ohne Gedanken öfter, und geht wie im Traume umher,“ fuhr Rosein fort.

auf das feste Feld hinaus. Ueber dem Eisenstahl ging der Salzwind auf und wühlte aus der feierlich dahinwandelnden Gruppe einen geheimnißlichen Schatten hin über den Plan. Der Michel-Winkel klang. Es schlug, hoch über ihm. Dem vorderen Träger wurde unbehaglich. — Wenn der Sturm schließt — geöffnet hat er wie ein Loch — nachher wird er feierlich liegen bleiben auf dem Brett, und die schönen Dohsen sind hin. — Er lud an, unregelmäßige Schritte zu machen, die Bahre schaukelte, aber der Michel fiel nicht herab. Doch bewegte er sich jetzt ein wenig und that einen Seufzer. Ach! — Warte, Michel-Winkel, wir wollen die schon Grauen machen!

Die Bahre schaukelte dem Feldrain entlang, schaukelte dem

Sohlweg entlang, schaukelte einen Hügel hinauf — gegen den Friedhof. — Was Tausend! dachte der Michel bei sich, die letzten es sind. In den Kirchhof! Zum Grab des Rosenfischer's hin! Das ist noch nicht zugetrieben? Hab's ja immer gesagt, unter Todtengräber ist nichts nutz! — Das geht doch über den Spieß. Aber der werd — Hammer auf dem Turm wird immer noch nicht zwölft schlagen. Das Paar Dohsen ist völlig theuer, meiner Seele! Und liegen bleib ich justament. Es sind ja eigentlich zwei Paar. Für zwei Paar Dohsen kann sich der Mensch was gefallen lassen. Ich die Dohsen und sie die Sünde. Nur zu, Nachbarn!

(Schluß folgt.)

Bunte Zeitung.

Die Affensprache. Professor Garner — der Titel ist amerikanischer Ursprungs — der fonderbare Erforscher der Affensprache, hatte sich, wie wir feinerzeit meldeten, Ende d. J. nach der Westküste Afrikas begeben, um dort mit menschenähnlichen Affen seine telephonischen Versuche fortzusetzen. Jetzt ist nun aus Westküste im französischen Kongobant kein einziger Bericht in England eingetroffen. Wäher sind ihm nun ein junger Schimpanse und zwei Gorillas zu Gesichte gekommen, jedoch hat er unter dem Eingeborenen den Glauben an eine authentische Affensprache weit verbreitet gefunden. Anfang Januar gedent der „Professor“ seine Heile nach dem mittlern Congo anzutreten und hofft bis September n. J. die Küste wieder zu erreichen. Professor Garner's wissenschaftliche Ausrichtung macht der Gründungsgebe des fähnen Fortschrittsreichenden alle Ehre. Das Hauptgedäch des Professors besteht aus einem großen, selbgeleitern Käfig aus starken Eisenstäben. Dieser ist nicht dazu bestimmt, etwaige lebendige Angelegenheiten an die Küste zu bringen, sondern soll Garner den nöthigen Schutz gegen alle Unbilligkeiten seiner Studienobjekte schaffen. Garner bezieht sich mit seiner Präparationsmethode in den jungfräulichen Urwald, baut dort seinen Käfig zusammen, vertrieht sich in denselben und schiebt dann seine Träger zur Küste zurück, um im ungeschützten Zusammensein mit seinem Gorillas und Schimpanse die intimsten Geheimnisse ihrer Sprache zu erörtern. Außer Mundvorrat und Munition, seinen Telephonen und Phonographen und den zum Betrieb derselben erforderlichen galvanischen Batterien, nimmt Garner die nöthigen Apparate zur Erzeugung eines 300 Volt starken elektrischen Stromes mit. Der enorme Käfig wird durch dicke Gummipercha-Linienlagen isolirt und bildet dann eine Art von Isolirkammer, der Luft mit Elektrizität abgeleitet werden kann, ohne den Bewohner zu belästigen, und bei jeder vorwärtigen Verärgerung durch Affen oder Eingeborene derartige Schläge ausbleibt, daß allen Neugierigen die Kunt zu weiteren Nachforschungen verweigert dürfte. Außerdem verfügt Garner über eine Spritze, welche lästigen Thieren scharfe Strahlen von Ammoniak, Chloroform oder Aether in das Gesicht spritzt und so den Forscher der Noth enthebt, durch einen Wundenstich das gegenseitige vertrauliche Verhältnis zu stören. Erwähnenswerth ist noch eine Kombination von Phonograph und photographischer Kamera, die selbstständig arbeitet und mit deren Hilfe Garner gleichzeitige Phono- und Photogramme zu erhalten hofft, die über die etwaige Benutzung der Lippen bei der Lautbildung Aufschlüsse gewähren sollen. Man darf neugierig sein, was Garner bei seiner Heimkehr aus den afrikanischen Urwäldern über seine Erlebnisse berichten wird. Kurz vor seiner Abreise veröffentliche die „Affensprache“ ein großes Werk über die Affensprache, in welcher er für die niederen Affenarten etwa zwanzig verschiedene Lautverbindungen mit ihren bestimmten Bedeutungen aufzählt. Bei den menschenähnlichen Affen besitzt Garner eine weit mehr entwickelte Sprache zu finden. Außerdem sind von Professor Garner Studien über die Sprachen der Eingeborenen mit Hilfe seines phono-photographischen Apparates in größerem Maßstabe in den Wäld der Küste aufgenommen worden.

Die Affensprache. Professor Garner — der Titel ist amerikanischer Ursprungs — der fonderbare Erforscher der Affensprache, hatte sich, wie wir feinerzeit meldeten, Ende d. J. nach der Westküste Afrikas begeben, um dort mit menschenähnlichen Affen seine telephonischen Versuche fortzusetzen. Jetzt ist nun aus Westküste im französischen Kongobant kein einziger Bericht in England eingetroffen. Wäher sind ihm nun ein junger Schimpanse und zwei Gorillas zu Gesichte gekommen, jedoch hat er unter dem Eingeborenen den Glauben an eine authentische Affensprache weit verbreitet gefunden. Anfang Januar gedent der „Professor“ seine Heile nach dem mittlern Congo anzutreten und hofft bis September n. J. die Küste wieder zu erreichen. Professor Garner's wissenschaftliche Ausrichtung macht der Gründungsgebe des fähnen Fortschrittsreichenden alle Ehre. Das Hauptgedäch des Professors besteht aus einem großen, selbgeleitern Käfig aus starken Eisenstäben. Dieser ist nicht dazu bestimmt, etwaige lebendige Angelegenheiten an die Küste zu bringen, sondern soll Garner den nöthigen Schutz gegen alle Unbilligkeiten seiner Studienobjekte schaffen. Garner bezieht sich mit seiner Präparationsmethode in den jungfräulichen Urwald, baut dort seinen Käfig zusammen, vertrieht sich in denselben und schiebt dann seine Träger zur Küste zurück, um im ungeschützten Zusammensein mit seinem Gorillas und Schimpanse die intimsten Geheimnisse ihrer Sprache zu erörtern. Außer Mundvorrat und Munition, seinen Telephonen und Phonographen und den zum Betrieb derselben erforderlichen galvanischen Batterien, nimmt Garner die nöthigen Apparate zur Erzeugung eines 300 Volt starken elektrischen Stromes mit. Der enorme Käfig wird durch dicke Gummipercha-Linienlagen isolirt und bildet dann eine Art von Isolirkammer, der Luft mit Elektrizität abgeleitet werden kann, ohne den Bewohner zu belästigen, und bei jeder vorwärtigen Verärgerung durch Affen oder Eingeborene derartige Schläge ausbleibt, daß allen Neugierigen die Kunt zu weiteren Nachforschungen verweigert dürfte. Außerdem verfügt Garner über eine Spritze, welche lästigen Thieren scharfe Strahlen von Ammoniak, Chloroform oder Aether in das Gesicht spritzt und so den Forscher der Noth enthebt, durch einen Wundenstich das gegenseitige vertrauliche Verhältnis zu stören. Erwähnenswerth ist noch eine Kombination von Phonograph und photographischer Kamera, die selbstständig arbeitet und mit deren Hilfe Garner gleichzeitige Phono- und Photogramme zu erhalten hofft, die über die etwaige Benutzung der Lippen bei der Lautbildung Aufschlüsse gewähren sollen. Man darf neugierig sein, was Garner bei seiner Heimkehr aus den afrikanischen Urwäldern über seine Erlebnisse berichten wird. Kurz vor seiner Abreise veröffentliche die „Affensprache“ ein großes Werk über die Affensprache, in welcher er für die niederen Affenarten etwa zwanzig verschiedene Lautverbindungen mit ihren bestimmten Bedeutungen aufzählt. Bei den menschenähnlichen Affen besitzt Garner eine weit mehr entwickelte Sprache zu finden. Außerdem sind von Professor Garner Studien über die Sprachen der Eingeborenen mit Hilfe seines phono-photographischen Apparates in größerem Maßstabe in den Wäld der Küste aufgenommen worden.

Die Affensprache. Professor Garner — der Titel ist amerikanischer Ursprungs — der fonderbare Erforscher der Affensprache, hatte sich, wie wir feinerzeit meldeten, Ende d. J. nach der Westküste Afrikas begeben, um dort mit menschenähnlichen Affen seine telephonischen Versuche fortzusetzen. Jetzt ist nun aus Westküste im französischen Kongobant kein einziger Bericht in England eingetroffen. Wäher sind ihm nun ein junger Schimpanse und zwei Gorillas zu Gesichte gekommen, jedoch hat er unter dem Eingeborenen den Glauben an eine authentische Affensprache weit verbreitet gefunden. Anfang Januar gedent der „Professor“ seine Heile nach dem mittlern Congo anzutreten und hofft bis September n. J. die Küste wieder zu erreichen. Professor Garner's wissenschaftliche Ausrichtung macht der Gründungsgebe des fähnen Fortschrittsreichenden alle Ehre. Das Hauptgedäch des Professors besteht aus einem großen, selbgeleitern Käfig aus starken Eisenstäben. Dieser ist nicht dazu bestimmt, etwaige lebendige Angelegenheiten an die Küste zu bringen, sondern soll Garner den nöthigen Schutz gegen alle Unbilligkeiten seiner Studienobjekte schaffen. Garner bezieht sich mit seiner Präparationsmethode in den jungfräulichen Urwald, baut dort seinen Käfig zusammen, vertrieht sich in denselben und schiebt dann seine Träger zur Küste zurück, um im ungeschützten Zusammensein mit seinem Gorillas und Schimpanse die intimsten Geheimnisse ihrer Sprache zu erörtern. Außer Mundvorrat und Munition, seinen Telephonen und Phonographen und den zum Betrieb derselben erforderlichen galvanischen Batterien, nimmt Garner die nöthigen Apparate zur Erzeugung eines 300 Volt starken elektrischen Stromes mit. Der enorme Käfig wird durch dicke Gummipercha-Linienlagen isolirt und bildet dann eine Art von Isolirkammer, der Luft mit Elektrizität abgeleitet werden kann, ohne den Bewohner zu belästigen, und bei jeder vorwärtigen Verärgerung durch Affen oder Eingeborene derartige Schläge ausbleibt, daß allen Neugierigen die Kunt zu weiteren Nachforschungen verweigert dürfte. Außerdem verfügt Garner über eine Spritze, welche lästigen Thieren scharfe Strahlen von Ammoniak, Chloroform oder Aether in das Gesicht spritzt und so den Forscher der Noth enthebt, durch einen Wundenstich das gegenseitige vertrauliche Verhältnis zu stören. Erwähnenswerth ist noch eine Kombination von Phonograph und photographischer Kamera, die selbstständig arbeitet und mit deren Hilfe Garner gleichzeitige Phono- und Photogramme zu erhalten hofft, die über die etwaige Benutzung der Lippen bei der Lautbildung Aufschlüsse gewähren sollen. Man darf neugierig sein, was Garner bei seiner Heimkehr aus den afrikanischen Urwäldern über seine Erlebnisse berichten wird. Kurz vor seiner Abreise veröffentliche die „Affensprache“ ein großes Werk über die Affensprache, in welcher er für die niederen Affenarten etwa zwanzig verschiedene Lautverbindungen mit ihren bestimmten Bedeutungen aufzählt. Bei den menschenähnlichen Affen besitzt Garner eine weit mehr entwickelte Sprache zu finden. Außerdem sind von Professor Garner Studien über die Sprachen der Eingeborenen mit Hilfe seines phono-photographischen Apparates in größerem Maßstabe in den Wäld der Küste aufgenommen worden.

Die Affensprache. Professor Garner — der Titel ist amerikanischer Ursprungs — der fonderbare Erforscher der Affensprache, hatte sich, wie wir feinerzeit meldeten, Ende d. J. nach der Westküste Afrikas begeben, um dort mit menschenähnlichen Affen seine telephonischen Versuche fortzusetzen. Jetzt ist nun aus Westküste im französischen Kongobant kein einziger Bericht in England eingetroffen. Wäher sind ihm nun ein junger Schimpanse und zwei Gorillas zu Gesichte gekommen, jedoch hat er unter dem Eingeborenen den Glauben an eine authentische Affensprache weit verbreitet gefunden. Anfang Januar gedent der „Professor“ seine Heile nach dem mittlern Congo anzutreten und hofft bis September n. J. die Küste wieder zu erreichen. Professor Garner's wissenschaftliche Ausrichtung macht der Gründungsgebe des fähnen Fortschrittsreichenden alle Ehre. Das Hauptgedäch des Professors besteht aus einem großen, selbgeleitern Käfig aus starken Eisenstäben. Dieser ist nicht dazu bestimmt, etwaige lebendige Angelegenheiten an die Küste zu bringen, sondern soll Garner den nöthigen Schutz gegen alle Unbilligkeiten seiner Studienobjekte schaffen. Garner bezieht sich mit seiner Präparationsmethode in den jungfräulichen Urwald, baut dort seinen Käfig zusammen, vertrieht sich in denselben und schiebt dann seine Träger zur Küste zurück, um im ungeschützten Zusammensein mit seinem Gorillas und Schimpanse die intimsten Geheimnisse ihrer Sprache zu erörtern. Außer Mundvorrat und Munition, seinen Telephonen und Phonographen und den zum Betrieb derselben erforderlichen galvanischen Batterien, nimmt Garner die nöthigen Apparate zur Erzeugung eines 300 Volt starken elektrischen Stromes mit. Der enorme Käfig wird durch dicke Gummipercha-Linienlagen isolirt und bildet dann eine Art von Isolirkammer, der Luft mit Elektrizität abgeleitet werden kann, ohne den Bewohner zu belästigen, und bei jeder vorwärtigen Verärgerung durch Affen oder Eingeborene derartige Schläge ausbleibt, daß allen Neugierigen die Kunt zu weiteren Nachforschungen verweigert dürfte. Außerdem verfügt Garner über eine Spritze, welche lästigen Thieren scharfe Strahlen von Ammoniak, Chloroform oder Aether in das Gesicht spritzt und so den Forscher der Noth enthebt, durch einen Wundenstich das gegenseitige vertrauliche Verhältnis zu stören. Erwähnenswerth ist noch eine Kombination von Phonograph und photographischer Kamera, die selbstständig arbeitet und mit deren Hilfe Garner gleichzeitige Phono- und Photogramme zu erhalten hofft, die über die etwaige Benutzung der Lippen bei der Lautbildung Aufschlüsse gewähren sollen. Man darf neugierig sein, was Garner bei seiner Heimkehr aus den afrikanischen Urwäldern über seine Erlebnisse berichten wird. Kurz vor seiner Abreise veröffentliche die „Affensprache“ ein großes Werk über die Affensprache, in welcher er für die niederen Affenarten etwa zwanzig verschiedene Lautverbindungen mit ihren bestimmten Bedeutungen aufzählt. Bei den menschenähnlichen Affen besitzt Garner eine weit mehr entwickelte Sprache zu finden. Außerdem sind von Professor Garner Studien über die Sprachen der Eingeborenen mit Hilfe seines phono-photographischen Apparates in größerem Maßstabe in den Wäld der Küste aufgenommen worden.

Die Affensprache. Professor Garner — der Titel ist amerikanischer Ursprungs — der fonderbare Erforscher der Affensprache, hatte sich, wie wir feinerzeit meldeten, Ende d. J. nach der Westküste Afrikas begeben, um dort mit menschenähnlichen Affen seine telephonischen Versuche fortzusetzen. Jetzt ist nun aus Westküste im französischen Kongobant kein einziger Bericht in England eingetroffen. Wäher sind ihm nun ein junger Schimpanse und zwei Gorillas zu Gesichte gekommen, jedoch hat er unter dem Eingeborenen den Glauben an eine authentische Affensprache weit verbreitet gefunden. Anfang Januar gedent der „Professor“ seine Heile nach dem mittlern Congo anzutreten und hofft bis September n. J. die Küste wieder zu erreichen. Professor Garner's wissenschaftliche Ausrichtung macht der Gründungsgebe des fähnen Fortschrittsreichenden alle Ehre. Das Hauptgedäch des Professors besteht aus einem großen, selbgeleitern Käfig aus starken Eisenstäben. Dieser ist nicht dazu bestimmt, etwaige lebendige Angelegenheiten an die Küste zu bringen, sondern soll Garner den nöthigen Schutz gegen alle Unbilligkeiten seiner Studienobjekte schaffen. Garner bezieht sich mit seiner Präparationsmethode in den jungfräulichen Urwald, baut dort seinen Käfig zusammen, vertrieht sich in denselben und schiebt dann seine Träger zur Küste zurück, um im ungeschützten Zusammensein mit seinem Gorillas und Schimpanse die intimsten Geheimnisse ihrer Sprache zu erörtern. Außer Mundvorrat und Munition, seinen Telephonen und Phonographen und den zum Betrieb derselben erforderlichen galvanischen Batterien, nimmt Garner die nöthigen Apparate zur Erzeugung eines 300 Volt starken elektrischen Stromes mit. Der enorme Käfig wird durch dicke Gummipercha-Linienlagen isolirt und bildet dann eine Art von Isolirkammer, der Luft mit Elektrizität abgeleitet werden kann, ohne den Bewohner zu belästigen, und bei jeder vorwärtigen Verärgerung durch Affen oder Eingeborene derartige Schläge ausbleibt, daß allen Neugierigen die Kunt zu weiteren Nachforschungen verweigert dürfte. Außerdem verfügt Garner über eine Spritze, welche lästigen Thieren scharfe Strahlen von Ammoniak, Chloroform oder Aether in das Gesicht spritzt und so den Forscher der Noth enthebt, durch einen Wundenstich das gegenseitige vertrauliche Verhältnis zu stören. Erwähnenswerth ist noch eine Kombination von Phonograph und photographischer Kamera, die selbstständig arbeitet und mit deren Hilfe Garner gleichzeitige Phono- und Photogramme zu erhalten hofft, die über die etwaige Benutzung der Lippen bei der Lautbildung Aufschlüsse gewähren sollen. Man darf neugierig sein, was Garner bei seiner Heimkehr aus den afrikanischen Urwäldern über seine Erlebnisse berichten wird. Kurz vor seiner Abreise veröffentliche die „Affensprache“ ein großes Werk über die Affensprache, in welcher er für die niederen Affenarten etwa zwanzig verschiedene Lautverbindungen mit ihren bestimmten Bedeutungen aufzählt. Bei den menschenähnlichen Affen besitzt Garner eine weit mehr entwickelte Sprache zu finden. Außerdem sind von Professor Garner Studien über die Sprachen der Eingeborenen mit Hilfe seines phono-photographischen Apparates in größerem Maßstabe in den Wäld der Küste aufgenommen worden.

Die Affensprache. Professor Garner — der Titel ist amerikanischer Ursprungs — der fonderbare Erforscher der Affensprache, hatte sich, wie wir feinerzeit meldeten, Ende d. J. nach der Westküste Afrikas begeben, um dort mit menschenähnlichen Affen seine telephonischen Versuche fortzusetzen. Jetzt ist nun aus Westküste im französischen Kongobant kein einziger Bericht in England eingetroffen. Wäher sind ihm nun ein junger Schimpanse und zwei Gorillas zu Gesichte gekommen, jedoch hat er unter dem Eingeborenen den Glauben an eine authentische Affensprache weit verbreitet gefunden. Anfang Januar gedent der „Professor“ seine Heile nach dem mittlern Congo anzutreten und hofft bis September n. J. die Küste wieder zu erreichen. Professor Garner's wissenschaftliche Ausrichtung macht der Gründungsgebe des fähnen Fortschrittsreichenden alle Ehre. Das Hauptgedäch des Professors besteht aus einem großen, selbgeleitern Käfig aus starken Eisenstäben. Dieser ist nicht dazu bestimmt, etwaige lebendige Angelegenheiten an die Küste zu bringen, sondern soll Garner den nöthigen Schutz gegen alle Unbilligkeiten seiner Studienobjekte schaffen. Garner bezieht sich mit seiner Präparationsmethode in den jungfräulichen Urwald, baut dort seinen Käfig zusammen, vertrieht sich in denselben und schiebt dann seine Träger zur Küste zurück, um im ungeschützten Zusammensein mit seinem Gorillas und Schimpanse die intimsten Geheimnisse ihrer Sprache zu erörtern. Außer Mundvorrat und Munition, seinen Telephonen und Phonographen und den zum Betrieb derselben erforderlichen galvanischen Batterien, nimmt Garner die nöthigen Apparate zur Erzeugung eines 300 Volt starken elektrischen Stromes mit. Der enorme Käfig wird durch dicke Gummipercha-Linienlagen isolirt und bildet dann eine Art von Isolirkammer, der Luft mit Elektrizität abgeleitet werden kann, ohne den Bewohner zu belästigen, und bei jeder vorwärtigen Verärgerung durch Affen oder Eingeborene derartige Schläge ausbleibt, daß allen Neugierigen die Kunt zu weiteren Nachforschungen verweigert dürfte. Außerdem verfügt Garner über eine Spritze, welche lästigen Thieren scharfe Strahlen von Ammoniak, Chloroform oder Aether in das Gesicht spritzt und so den Forscher der Noth enthebt, durch einen Wundenstich das gegenseitige vertrauliche Verhältnis zu stören. Erwähnenswerth ist noch eine Kombination von Phonograph und photographischer Kamera, die selbstständig arbeitet und mit deren Hilfe Garner gleichzeitige Phono- und Photogramme zu erhalten hofft, die über die etwaige Benutzung der Lippen bei der Lautbildung Aufschlüsse gewähren sollen. Man darf neugierig sein, was Garner bei seiner Heimkehr aus den afrikanischen Urwäldern über seine Erlebnisse berichten wird. Kurz vor seiner Abreise veröffentliche die „Affensprache“ ein großes Werk über die Affensprache, in welcher er für die niederen Affenarten etwa zwanzig verschiedene Lautverbindungen mit ihren bestimmten Bedeutungen aufzählt. Bei den menschenähnlichen Affen besitzt Garner eine weit mehr entwickelte Sprache zu finden. Außerdem sind von Professor Garner Studien über die Sprachen der Eingeborenen mit Hilfe seines phono-photographischen Apparates in größerem Maßstabe in den Wäld der Küste aufgenommen worden.

Die Affensprache. Professor Garner — der Titel ist amerikanischer Ursprungs — der fonderbare Erforscher der Affensprache, hatte sich, wie wir feinerzeit meldeten, Ende d. J. nach der Westküste Afrikas begeben, um dort mit menschenähnlichen Affen seine telephonischen Versuche fortzusetzen. Jetzt ist nun aus Westküste im französischen Kongobant kein einziger Bericht in England eingetroffen. Wäher sind ihm nun ein junger Schimpanse und zwei Gorillas zu Gesichte gekommen, jedoch hat er unter dem Eingeborenen den Glauben an eine authentische Affensprache weit verbreitet gefunden. Anfang Januar gedent der „Professor“ seine Heile nach dem mittlern Congo anzutreten und hofft bis September n. J. die Küste wieder zu erreichen. Professor Garner's wissenschaftliche Ausrichtung macht der Gründungsgebe des fähnen Fortschrittsreichenden alle Ehre. Das Hauptgedäch des Professors besteht aus einem großen, selbgeleitern Käfig aus starken Eisenstäben. Dieser ist nicht dazu bestimmt, etwaige lebendige Angelegenheiten an die Küste zu bringen, sondern soll Garner den nöthigen Schutz gegen alle Unbilligkeiten seiner Studienobjekte schaffen. Garner bezieht sich mit seiner Präparationsmethode in den jungfräulichen Urwald, baut dort seinen Käfig zusammen, vertrieht sich in denselben und schiebt dann seine Träger zur Küste zurück, um im ungeschützten Zusammensein mit seinem Gorillas und Schimpanse die intimsten Geheimnisse ihrer Sprache zu erörtern. Außer Mundvorrat und Munition, seinen Telephonen und Phonographen und den zum Betrieb derselben erforderlichen galvanischen Batterien, nimmt Garner die nöthigen Apparate zur Erzeugung eines 300 Volt starken elektrischen Stromes mit. Der enorme Käfig wird durch dicke Gummipercha-Linienlagen isolirt und bildet dann eine Art von Isolirkammer, der Luft mit Elektrizität abgeleitet werden kann, ohne den Bewohner zu belästigen, und bei jeder vorwärtigen Verärgerung durch Affen oder Eingeborene derartige Schläge ausbleibt, daß allen Neugierigen die Kunt zu weiteren Nachforschungen verweigert dürfte. Außerdem verfügt Garner über eine Spritze, welche lästigen Thieren scharfe Strahlen von Ammoniak, Chloroform oder Aether in das Gesicht spritzt und so den Forscher der Noth enthebt, durch einen Wundenstich das gegenseitige vertrauliche Verhältnis zu stören. Erwähnenswerth ist noch eine Kombination von Phonograph und photographischer Kamera, die selbstständig arbeitet und mit deren Hilfe Garner gleichzeitige Phono- und Photogramme zu erhalten hofft, die über die etwaige Benutzung der Lippen bei der Lautbildung Aufschlüsse gewähren sollen. Man darf neugierig sein, was Garner bei seiner Heimkehr aus den afrikanischen Urwäldern über seine Erlebnisse berichten wird. Kurz vor seiner Abreise veröffentliche die „Affensprache“ ein großes Werk über die Affensprache, in welcher er für die niederen Affenarten etwa zwanzig verschiedene Lautverbindungen mit ihren bestimmten Bedeutungen aufzählt. Bei den menschenähnlichen Affen besitzt Garner eine weit mehr entwickelte Sprache zu finden. Außerdem sind von Professor Garner Studien über die Sprachen der Eingeborenen mit Hilfe seines phono-photographischen Apparates in größerem Maßstabe in den Wäld der Küste aufgenommen worden.

Die Affensprache. Professor Garner — der Titel ist amerikanischer Ursprungs — der fonderbare Erforscher der Affensprache, hatte sich, wie wir feinerzeit meldeten, Ende d. J. nach der Westküste Afrikas begeben, um dort mit menschenähnlichen Affen seine telephonischen Versuche fortzusetzen. Jetzt ist nun aus Westküste im französischen Kongobant kein einziger Bericht in England eingetroffen. Wäher sind ihm nun ein junger Schimpanse und zwei Gorillas zu Gesichte gekommen, jedoch hat er unter dem Eingeborenen den Glauben an eine authentische Affensprache weit verbreitet gefunden. Anfang Januar gedent der „Professor“ seine Heile nach dem mittlern Congo anzutreten und hofft bis September n. J. die Küste wieder zu erreichen. Professor Garner's wissenschaftliche Ausrichtung macht der Gründungsgebe des fähnen Fortschrittsreichenden alle Ehre. Das Hauptgedäch des Professors besteht aus einem großen, selbgeleitern Käfig aus starken Eisenstäben. Dieser ist nicht dazu bestimmt, etwaige lebendige Angelegenheiten an die Küste zu bringen, sondern soll Garner den nöthigen Schutz gegen alle Unbilligkeiten seiner Studienobjekte schaffen. Garner bezieht sich mit seiner Präparationsmethode in den jungfräulichen Urwald, baut dort seinen Käfig zusammen, vertrieht sich in denselben und schiebt dann seine Träger zur Küste zurück, um im ungeschützten Zusammensein mit seinem Gorillas und Schimpanse die intimsten Geheimnisse ihrer Sprache zu erörtern. Außer Mundvorrat und Munition, seinen Telephonen und Phonographen und den zum Betrieb derselben erforderlichen galvanischen Batterien, nimmt Garner die nöthigen Apparate zur Erzeugung eines 300 Volt starken elektrischen Stromes mit. Der enorme Käfig wird durch dicke Gummipercha-Linienlagen isolirt und bildet dann eine Art von Isolirkammer, der Luft mit Elektrizität abgeleitet werden kann, ohne den Bewohner zu belästigen, und bei jeder vorwärtigen Verärgerung durch Affen oder Eingeborene derartige Schläge ausbleibt, daß allen Neugierigen die Kunt zu weiteren Nachforschungen verweigert dürfte. Außerdem verfügt Garner über eine Spritze, welche lästigen Thieren scharfe Strahlen von Ammoniak, Chloroform oder Aether in das Gesicht spritzt und so den Forscher der Noth enthebt, durch einen Wundenstich das gegenseitige vertrauliche Verhältnis zu stören. Erwähnenswerth ist noch eine Kombination von Phonograph und photographischer Kamera, die selbstständig arbeitet und mit deren Hilfe Garner gleichzeitige Phono- und Photogramme zu erhalten hofft, die über die etwaige Benutzung der Lippen bei der Lautbildung Aufschlüsse gewähren sollen. Man darf neugierig sein, was Garner bei seiner Heimkehr aus den afrikanischen Urwäldern über seine Erlebnisse berichten wird. Kurz vor seiner Abreise veröffentliche die „Affensprache“ ein großes Werk über die Affensprache, in welcher er für die niederen Affenarten etwa zwanzig verschiedene Lautverbindungen mit ihren bestimmten Bedeutungen aufzählt. Bei den menschenähnlichen Affen besitzt Garner eine weit mehr entwickelte Sprache zu finden. Außerdem sind von Professor Garner Studien über die Sprachen der Eingeborenen mit Hilfe seines phono-photographischen Apparates in größerem Maßstabe in den Wäld der Küste aufgenommen worden.

der Wurzel ist der Baum dreimal so dick wie ein Mensch. Er hat eine Menge Zweige. Das Zellstamm aber an dieser Pflanze ist, daß sie selbstleuchtend ist. Welchenweil (V) verbreitet sie ihren Schein. In der Nähe kann man die feine Schrift lesen. Das Weichen kommt von einer gummiösen Substanz. Man kann dieselbe auf die Hand bringen. Dann leuchtet die Hand und das Blatt nicht mehr. Viele glauben, daß das Weichen von Barasiten herührt. Die Indianer legen einen Aberglauben und kommen dem Baume selbst bei Tage nicht zu nahe. Der indische Name der Pflanze bedeutet deshalb „Auberbaum.“ — Wir legen auch einen Aberglauben vor dem Baume, würden uns aber freuen, wenn wir eines andern belehrt würden. Welch herrliche Aussicht eröffnete sich denn allen in Finanznöthen schwebenden Individuen! Eine billigerer Straßenbeleuchtung als die einer Allee solch wunderbarer Bewaldung ließe sich gewiß nicht finden.

Der Begleiter auf dem Klavier. Es war vor einigen Wochen in einer Abendgesellschaft in einem der Salons des Hotel Continental in Paris. Einer der Gäste, ein vielgenanntes Mitglied des Union-Klubs von New York, ein Weib, weil er als vorzüglicher Sänger bekannt war, gab, ein Lied zum Besten zu geben. Der Herr sträubte sich anfangs ein wenig, gab dann aber nach und erklärte sich bereit, das Lied „My dearest heart“ zu singen, wenn jemand die Begleitung dazu übernehmen wollte. Ein feiner dunkler Herr, welchen Herr D. nicht kannte, erhob sich und bot seine Dienste an. Mr. D. benetzte dem Herrn, das die Begleitung zu dem fraglichen Liede überaus schwer sei, aber jener ließ sich nicht abfordern; er hoffe, sagte er, zu Herrn D.'s Zufriedenheit zu spielen. Mr. D. lang wirklich, und beide ernteten lebhaften Beifall bei der kunstverwandigen Gesellschaft. Geschmeichelt durch seinen Erfolg, wendete sich Mr. D. zu seinem Begleiter und sagte mit der Wärme des Gönners: „Ich danke Ihnen, mein Herr, Sie haben ausgezeichnet begleitet.“ — „Das glaube ich,“ erwiderte der kleine Herr, „ich werde es doch hoffentlich auch begleiten können, da ich es selbst geschrieben habe: Ich bin Arthur Sullivan!“

Ein Hochstapler hat nach Berichten von der Insel Réunion die dortigen Behörden und Bewohner arg hinter's Licht geführt. Vor kurzem landete in Saint Denis ein Mann, der sich Weston nannte und vorgab, holländischer Admiral zu sein. Dem Admiral wurden die gebührenden Ehren zuteil: amtlicher Empfang in Vorbeimarsch der Truppen. Ueberall begegnete man dem Admiral mit der größten Hochachtung, und eine hochgeachtete Persönlichkeit ließ sich sogar von ihm auf einer Meile nach Matamoras begleiten. Der Aufsehenhaft des holländischen Admirals zog sich in die Länge. Wie er behauptete, war er beauftragt, eine Anleihe zum Bau einer Eisenbahn in Transvaal abzuschließen. Er hand an dem Punkte, sich mit einem jungen, einer der besten Familien der französischen Kolonie angehörigen Mädchen zu verheirathen, als man plötzlich in dem holländischen General einen Hochstapler entdeckte, der vom Gericht von Hongkong unter dem Namen eines Grafen v. Paulo zu zwei Jahren Gefängnis verurtheilt worden war.

Was der Instruktionsstunde. Sergeant Striebeck (bei der Instruktion der Einjährigereigenen). Ja, und der müssen Sie sich merken: Fremdwörter siehst's nicht mehr; lat. abantiquari heißt et jetzt „schwärmen“ um statt „Terrain“ sagen wir jetzt „Befände.“ Nur ganz haben wir der letztere Fremdwort noch nicht abjektiv, wir sagen z. B. immer noch — Terrainbataillon!

Sehr richtig. Wleio kommt es, daß man vor jedem höflichen Vordem den Hut zieht und sagt: „Ich habe die Ehre!“ Es sollte doch richtiger heißen: „Ich ziehe die Hobe!“ (D. W.)

Deshalb. Ein Bekker erhielt von einem Geiselsale ein Stück Kuchens und wollte es in die auf dem Tische liegende Zeitung stecken. — „Mein Gott!“ rief der Geiselsale aus, „ich habe sie in noch nicht gelesen.“ — „Et was,“ erwiderte der Kuch, „wenn Sie jemand etwas geben, so gehört es in die Zeitung.“



„Warum denn das?“ plauderte Blomkist bedauernd fort. „Seidem der junge Mann ihr den zweiten Brief geschrieben hat.“

„Welcher junge Mann, Rosen?“  
„Ach ja! Sie wissen nichts davon,“ sprach sie, tief aufseufzend. „Es ist ein Fremder gewesen, der hier wie todt umfiel: das Fräulein nahm sich seiner an, er schrieb das erste mal von Hamburg und das Fräulein war frohlich, das zweite mal kam der Brief von ihm, wie ich ar der bemerkenswerthen Adresse sah, von Niende, und seit dem Tage ist das Fräulein wie verkehrt von einem bösen Geist.“

Herr Blomkist suchte fast zusammen bei diesen Worten. „Wie hieß denn der junge Mann, der schrieb?“  
„Ich glaube, Paul Ewers.“  
„Und du kennst seine Handschrift?“  
„So wie meine eigene, so schön schrieb nur der schöne Menich.“

„Wann kam denn der Brief?“  
„An demselben Tage, als der Kapitän ohne Schiff von Hamburg zurückkam.“  
„Und von Niende?“

„Ja, das stand auf dem Couvert.“  
„Hast du das Couvert vielleicht noch?“  
„Aber warum fragen mich denn Herr Blomkist?“ lachte jetzt Rosen, ward aber plötzlich ernstlich, da sie sich des Wertes ihres lebenswürdigen Mäunders erinnerte. „Nein, ich fand es in der Taube und gab es nachher dem Fräulein wieder, war ihre letzte Antwort.“

Blomkist saug einige Augenblicke nach.  
„Ist denn Fräulein zubause?“ frag er jetzt.  
„Ja! In ihrem Zimmer.“  
„So melde mich ihr an. Ich hätte das gnädige Fräulein um die Freundlichkeit, mir eine Unterredung von nur einer Minute zu gewähren.“

Rosen ging in das Haus zu ihrer Herrin, und Blomkist besah sich in tiefen Gedanken umherwandelnd, die Pflanzen im Garten. Die Jungfer kam mit der Meldung zurück, daß Fräulein Gesine den Herrn erwarte. In dem Momente, als Blomkist in das Haus treten wollte, erschien der Kapitän an der Thür, er war gefaßt und wöllig der Alte. „Wo willst du hin?“ frag er den Beamten.

„Ein Wort mit deiner Tochter sprechen,“ antwortete Blomkist, vermindert über des Kapitäns barischen Ton.  
„Das wirst du nicht,“ fiel van Heeren ihm mit schneidender Bestimmtheit ins Wort.  
„Das werde ich wohl, kraft meines Amtes!“ entgegnete Herr Blomkist.

„Ich scheere mich den Heuler um dein Amt!“ schrie der Kapitän, seinem alten Freund die Thür vertretend. „Das hier ist mein Haus. Hier habe ich zu befehlen. Diese Schwelche darf niemand überschreiten ohne meine Erlaubnis und war's der Höchste und Mächtigste in ganz Niederland.“

„Freund, das Geiz ist mehr als du, dem mußt du die Thür öffnen und als Vertreter des Geizes befehle ich dir, mich hier vorzutreten.“  
„Einen Schritt, Blomkist, und es ist ein Unglück. Zeige mir deine Vollmacht!“ schrie zornig der Kapitän. „Wo hast du den Gerichtsbesitzer, Freund? Ich weiß auch, was in Holland gal, woge es nicht, diese Schwelche zu überschreiten.“

Pflichtlich erwidern, durch den Wortwechsel herbeigerufen, Gesine, welche hinten durch das Haus gelaufen war, im Garten.

„Hier bin ich, Herr Blomkist, was haben Sie mir zu sagen?“ sprach sie.

Blomkist drehte sich um, aber der Kapitän folgte ihm. „Und du wirst mit diesem Herrn nicht sprechen!“ rief er mit weiß glänzenden, blühenden Augen seiner Tochter zu.  
„Ich bin majestät, Vater,“ sagte Gesine.  
„So sprich, aber mein Haus verläßt du von dieser Minute an!“ herrschte der Kapitän.

„Fräulein, unter diesen Umständen verzichte ich auf die Unterredung,“ sagte Blomkist.  
„Fragen Sie mich, gebieter Herr,“ sprach Gesine, „was Ihr Amt Ihnen befehlet, ich werde antworten und nehme die Folge dessen auf mich.“

„So biete ich Ihnen meinen Segen an,“ erwiderte Blomkist, „ich könnte ja fast Ihr Vater sein, Fräulein,“ setzte er auf seine schon grau werdenden Haare deutend, hinzu.  
Der Kapitän ging, die Thür hinter sich zuschlagend, in das Haus zurück, und Blomkist näherte sich Gesine.  
„Ich habe nur wenige Fragen an Sie zu richten, Fräulein,“ begann der Beamte. „Sie erhielten Briefe von jenem Paul Ewers?“

„Ja, ich erhielt zwei.“  
„Der letzte war von Niende, und der Mann lebt also?“  
„Er schrieb mir von dort, daß er sich gerettet.“  
„Weiter wissen Sie nichts?“  
„Ich erhielt seitdem keinen Brief mehr.“

„Doch weiß ich alles, was ich zu wissen brauche,“ entgegnete Blomkist. „Ihr Herr Vater wird seine Drohung wahr machen,“ fügte er theilnehmend hinzu.  
„Das wird er sicher,“ antwortete Gesine.  
„So bin ich bereit, Ihnen die liebevollste Aufnahme bei meiner Schwester in Amsterdäm zu vermitteln.“

„Ich verkenne Ihre lebenswürdigkeit nicht, Herr Blomkist, aber ich habe eine Tante in Amsterdäm, eine Schwester meiner Mutter, die mich sehr liebt, und werde dort gut aufgehoben sein.“  
„Dann darfst du wohl beruhigt sein,“ ließ der Beamte einfließen.

Gesine geleitete Blomkist bis zur Gartenthür, wo dieser sich verabschiedete und den Weg zur Stadt einschlug. Blomkist ging langsam einen Weizenpfad zum Kanal hinab und stand öfters in Gedanken still, ein Blatt von einem Büsche zupfend, dann schritt er wieder lebhaft weiter, um von neuem in der einsamen Gegend bei irgend einem Büsche stille zu stehen. Ihn beschäftigte jedoch jetzt nicht die Botanik, sondern höchst lebhaft die Erlernisse im Hause seines einfliegen alten Nachbarn und Fremdes.

„van Heeren wußte also, daß Ewers lebt, weshalb hat er es vor mir verheimlichen wollen?“ dachte er, nach, daß sein Sohn gefaßt war als Dieb angeklagt würde, aber fürchtete er Aussagen dieses Mannes hinsichtlich der „Donna Anna“? So kreuzten sich die Gedanken in dem jüngen Kopfe Blomkist's.  
„Da hat sich der linge Wurzle in seiner Leidenschaftlichkeit eine böse Blöße gegeben. Wenn ich eine Denecke nach Niende zur Vorbereitung und die betreffenden Papiere jetzt gleich abschide, können die letzteren nachmittags schon dort sein,“ und Blomkist dachte beim Nachhausegehen das ihm jetzt zunächst vorliegende, nicht ganz leichte Geschäft, bei welchem besonders alles auf schnelles Handeln und Ausführen seiner Maßnahmen ankam, sorgfältig aus.

(Fortf. folgt.)

**Ochsen.**

**Eine grauenvolle Geschichte von Rosegger.**

Der alte Rosensteiner war gestorben. Gestorben, behaftet und auch geblieben als ein großer Mann, um den es schade ist, daß er hat sterben müssen. Somit waren die Vermögensverhältnisse erfüllt. Die Ausstattungen lösten beim Traditionsrecht noch bestimmten zur Lobdenzierung. Die Klagenenden oßen lo lange, bis sie getödtet wurden, und bei denen das Eßen nicht anlag, die verurtheilt es mit dem Trinken und genauen der Betrübniß.

Allmählig hatten sich die Leidtragenden verzogen, um des Abends es wieder mit dem Leben zu probiren, nachdem sie den ganzen Tag mit dem Tode umgegangen waren. Nur ihrer drei löstete Bauern — der Stanger, der Hopp und der Michel-Machel — saßen noch beim Krüge, um mit dem verstorbenen Rosensteiner erndlich tertio zu werden. Seinen Lebenslauf, seine Gemöb-

heiten, seine Wirtschaft, seine Verwandten waren in Kreuz und Trumm durchgearbeitet, nun riefen und tritten sie noch darüber, wie alt der Rosensteiner gewesen, wie vermögend und endlich auch, wie viel Schuld er an Linge gewesen haben mochte. Bei diesem letztem hielten sie sich am längsten auf, denn zwischen fünf und sechs Schuld gingen die Meinungen Holl für Soll auf und nieder.

„Das ist doch leicht festzustellen,“ sagte der Hopp, „man darf nur sein Leibbrett messen und man hat's.“  
In jener Gegend, wo diese sehr interessante Geschichte sich zgetragen, herrschte nämlich die Sitte, daß der Todte gleich nach seinem Absterben auf ein Brett gelegt wird, das eigens dazu gemacht, genau die Länge der Leiche hat oder diese Länge durch ein Seilchen andeutet. Ist der Todte in den Sarg gelegt, dann

wird das Brett, mit seinem Namen und etwa auch mit religiösen Zeichen versehen, an eine Wand des Hauses genagelt oder am Hebraine an einem Wegkreuz aufgestellt oder auch am Waldrande hängelet auf moorigen Grund, um den Zughebern als Sien zu dienen. Es ist gleichsam, daß man sich auf allen Wegen und Stegen an den Tod erinnern solle; das gehört zur Lebenskunst, denn nie ist das Leben so süß als im Angesichte des Todes. Nun, lo war auch das Leibbrett, auf welchem der Rosensteiner fast drei Tage lang ausgebreitet gelegen, draußen im Schachen hängelet worden, gerade vor einem hohen, rot angestrichenen Kreuze, das Heizenkreuz genannt, weil an jener Stelle die letzte Heye verbrannt worden sein soll.

„Du, wahr ist's!“ versetzte auf Hopp's Vorschlag der Stanger, „meinen wir das Leibbrett.“  
„Und ich sag's, der Rosensteiner war um einen halben Schuß länger als ich!“ rief der Michel-Machel.  
„Kaufst dich grad einmal auf's Brett legen, nachher wird sich's zeigen!“ rief der Hopp.

„Nun, der sich auf's Leibbrett legen,“ lachte der Stanger.  
„Ja? Warum denn nicht?“ beehrte der Michel-Machel auf.  
„Kannst wohl sein, daß dir die Grausbürt' aufsteigen.“  
„Mir die Grausbürt'? Auf dem Leibbrett? Auf so einem Brett liegt sich's ja! Ist wie auf einer andern Bank.“  
„Oder besser!“

„Besser wie im weichsten Federbett, ich glaub's.“  
„Lebendiger Weiß' schwelcht!“  
„Gilt's was, ich leg' mich auf's Leibbrett,“ rief der Michel-Machel, hien noch, wenn ihr wollt, und rauch' drauf meine Pfeife Tabak.“  
„Gilt's was, du thust es nicht!“ darauf der Hopp.  
„Gilt's was, ich thut's!“ schrie der andere.  
„Was gilt die Welt?“

Der Stanger und der Hopp stiegen sich unter dem Tische mit dem Knie an, da verstanden sie sich. Bei der Neugierigkeit, die immer noch in reichlichem Maße vorhanden war, gedieh die Wette.  
„Machel! Wenn du heut bei der Nacht von elf bis zwölf Uhr auf dem Rosensteiner seinem Leibbrett liegst, nachher — was hast du?“  
„Ein paar Ochsen!“

„Gut ist's,“ sagte der Michel-Machel und hielt seine Hand hin, „wenn ich heut um Mitternacht nicht eine ganze Stund auf dem Rosensteiner seinem Leibbrett liege, lo soll morgen der Weibhoub mein braunes paar Ochsen in deinen Stall treiben. Verstehest du?“  
„Und wenn du heut von elf bis zwölf in der Nacht auf dem Leibbrett liegen bleibst, kriegt mein salbes Paar, bei meiner Seele!“ also entgegnete der Hopp.

Beiden waren der Stanger, der Wirth und der heilige Florian, der über dem Hausaltare an der Wand hing.  
„Nach mancherlei wurde in Bezug auf die Wette herab- und fidergeleitet. Als besonders wurde bemerkt, daß es verboten ist, den Machel mit Gewalt vom Brett zu reißen oder zu wälzen.“

„Wer soll denn aufpassen?“ fragte der Drachenwirth.  
„Ja, Narr!“ rief der Hopp, „wenn ein Aufpasser daneben steht, das wird's freilich kein Geldstand sein, auf dem Leibbrett liegen zu bleiben. Du, beleihe' dein Nachbar Michel-Machel, mutterselenelein mußt du ausgebreitet liegen auf dem Todtenlaben.“

„Da lauff er davon und plauscht uns morgen an,“ mutmaßte der Wirth.  
„Du wirst wohl ein Ehrentwort haben?“ fragte der Stanger den Michel-Machel.  
„Dieser bejaunt sich drauf — ja, er hätte eins.  
„Das mußt du uns geben, daß du liegen bleibst von Schlag elf bis Schlag zwölf.“

„Nach der Kirchenuhr halt' ich mich, wenn sie nicht stehen bleibt — versteht's?“  
„Gut ist's.“  
Weg freilich wurde es ausgemacht und hierauf erhoben sich der Stanger und der Hopp, um „nach Hause zu gehen.“ Es ist Zeit zum Schlafengehen!“ hatten sie dem Michel-Machel noch zugerufen.

„Ja, gute Nacht!“ sagte der Michel-Machel.  
„Auch du die!“ versetzten die beiden und schoben sich lachte zur Thür hinaus.  
Der Michel-Machel blieb noch sitzen bei seinem Krüge, er hatte Zeit. Eine frühe Pfeife stopfte er sich an, dann bräutete er vor sich hin und blies viel Rauch von sich. Tiefe Gedanken kien er zu haben. Der Machel war einer von jener Gattung, bei der man sich nicht auskennt, ist ein Wüchsen zu viel im Kopf oder zu wenig. Von der einen Seite sah er aus wie ein Kanu, von der andern wie ein Schall. Wie kann einer einsältig sein, wenn er zweifältig ist?

Erst jetzt jetzt der Wirth ihm gegenüber und schaut ihn an.  
„Machel,“ sagte er hernach, „das mußt dich doch freuen von deinem Nachbarn.“  
„Was mußt mich freuen?“  
„Das ist ein solches Vertrauen setzen auf dein Ehrentwort.“

Auf ein paar Ochsen wird lo was selten geschätzt, hier zu Lande.“

Der Michel-Machel sagte nichts dazu. Die Gäste waren alle davon. Der Wirth hielt auch schon manchmal die flache Hand vor dem Mund; als diese Form nicht vorzüglich, schaute er den Machel offen an. Der Zeiger war hoch emporgerückt am Zifferblatt. Also raffte sich der Mann zusammen.

„Gesäß hat heute der Rosensteiner, glaub' ich?“ fragte er noch.  
„Das hat er, und du geh' jetzt in Gottesnamen und leg' dich auf sein Brett.“

Etwas ungleich war ihm doch dem Michel-Machel, als er jetzt in der stillen, dunklen Nacht über das Feld dahin trotzte gegen den Schatten. Auf dem Kirchthurm hatte es schon dreizehntel zu elf geschlagen. Etwas warm ward dem Michel-Machel um die Brust und etwas eng. Schledt Wetter wird, weil es lo schön ist. Die Pfeife war ihm nach ausgegangen, er zündete sie wieder an. Er ging in den Wald und beim Sternensicheln, der zwischen den hohen Nichtenmispeln niederfiel, sah er bald das Heizenkreuz. Es war heute so hoch, lo grauenhaft hoch und schien immer noch höher zu wachsen. Vor dem Kreuze im wuchernden Grotze lag eine lange, schmale, grauschimmernde Tafel. Das war's. — Der Rosensteiner, sollte er denn wirklich so lang gewesen sein? — Die Pfeife war schon wieder ausgegangen. Es ist ein dummer Spas, dachte sich der Machel, ein ganz dummer Spas! — Da schlug es elf Uhr. — Das schaute paar Ochsen! „Brett ist Brett!“ murmelte er und streckte sich hin auf den Boden.

Da die Hände an den Seiten seinen Blag hatten auf dem schmalen Brette, lo mußte er sie über die Brust legen, wie bei —

„Nun, Machel, wer ist länger, du oder ich? — War es seine Stimme, seine hohle Grabes? — Oder kann der Mensch sich etwas lo lebhaft einbilden? — Die Pfeife hat er weggenommen. Wenn man schlafen könnte! Der Rosensteiner schläft. — Wuh! Kalt über den Rücken! Es sind dumme Einbildungen. Als ob nicht auf allen Rücken und Westkanten, wo wir raffen, nicht schon Menschen gelegen wären, die jetzt gestorben sind! Auf dem Kirchplatze unten sind seit Menschengedenken die Stürze niedergefallen, und doch liegen bei Hochzeiten die Musikanten auf demselben Blag — kein Mensch denkt dran. Der Todte ist todt, es ist alle Einbildung. — Was? Krampf in den Weinen? — Narr? — Ei, das wollen wir doch leben! — Er schlieferte ein Bein in die Höhe, es war noch ganz und gar lebendig. — Ein Frevel ist's eigentlich doch. Aber das Paar Ochsen! Will nachher ein paar Weisen lesen lassen für den Rosensteiner, Gott dah' ihn leig! — Drei ein Viertel auf Zwölf!“

Das geht höllisch langsam, als ob's wirklich ihn die Gemüth wäre. Sonst, wenn man ein paar Kratze gerufen, gleich ist der Schlaf da und was für einer! Spant' bin ich zu müder — und frisch — daß nur alles such in mir!

Ja freilich auch es in ihm, weil er vor einem Gerüchte erschraf. Als ob jemand ein dürres Kieflin, das am Waldsteige lag, entwisgetreten hätte, so ein Knirren! Und dort herant nahen langsam, schwebend zwei schwarze Gestalten. Der Michel-Machel rief alle Heiligen an; das half nicht viel, seine Weine wollten auf und davon laufen. Er rief das Paar Ochsen an, da blieben die Glieder festgebunden liegen auf dem schmalen Brette.

Die Gestalten nahen dem Kreuze — hielten sich an das Leibbrett, einer zu Haupten und einer zu Füßen und bückten sich. Fragungen waren am Brette, lo hoken sie es langsam auf. Nun dachte der Machel an seinen Ochsen mehr, wollte vom Boden springen, war aber geklämt vor Schreck.

Allzulange dauerte der Schreck nicht, denn die schwarzen Gestalten puzierten, stolberten ein paar mal in den Baumwurzeln und benahmen sich nicht haardisch wie pure Gespenster. Und wie dem Michel-Machel das auffiel, kam über ihn ein unendlicher Trost. Zwei Schelme sind es! Und da wurde ihm tauchlich.

Der Stanger und der Hopp — ein Paar Ochsen! Alles um ein Paar Ochsen. — Wenn sich das lo verhält, daß sie mich sprechen wollen, daß sie mir Grauen einjagen wollen und daß ich vom Brett bringen soll, wenn sich's lo verhält, dann ist ja alles gut, sehr gut und ich weis, was ich tu! Ich rühr' mich nicht, ich bin gekorben, mauktoht, da wird ihnen der Spas schon vergehen. Es wird sich aber nicht gut machen lassen, mauktoht sein. Der Mensch wird nicht kalt und starr, wann er will. Schlafen will ich, bunteheilig! schlafen will ich bis zwölf Uhr, sie sollen mich tragen wohin sie wollen.

Also hatte der geriebene Michel-Machel seine ganze Selbständigkeit wiedergewonnen. Die zwei schwarzen Gestalten trugen das Brett, welches richtig auf zwei Trogkanten gebunden war (o ihr Schwibben, die ihr aus dem Wirthshaus lo frisch schlafen gegangen seid!), wie eine Wahe dahin durch den Wald. Der Nachbar Hopp war ein Kurzdämied und noch immer ein bläthen nach Bechöl. Der schwarze Herr da vorn richtete auch ein bisschen nach Bechöl. Also können wir ganz sorglos schlafen, das Leibbrett hat alle Schreden verloren.

Die Wahe schwanke zwischen den Stämmen dahin, schwarze

